

Ansprachen von Papst Benedikt XVI.

Ausgabe 72 13.09.2008

Inhalt

- „Für alle sei die Gottesmutter Stütze, Trost und Hoffnung!“ - Angelus 07.09.08 in Sardinien
- **Apostel sein heißt, der Welt die Freude Christi verkünden** - Generalaudienz 10.09.08
- **Papst Benedikt XVI.: „Meine Pilgerfahrt nach Lourdes sollte über Paris führen“** - Begrüßung Paris 12.09.08
- **Ansprache von Papst Benedikt XVI. an die Welt der Kultur** - Ansprache College Bernard Paris 12.09.08

„Für alle sei die Gottesmutter Stütze, Trost und Hoffnung!“

Insbesondere für jene, die ihrer mütterlichen Hilfe am meisten bedürfen

ROM, 7. September 2008 - Ansprache, die Papst Benedikt XVI. Sonntag, vor dem Angelusgebet in Cagliari (Sardinien) gehalten hat.

Liebe Brüder und Schwestern!

Zum Schluss dieser feierlichen Eucharistiefeier möchte ich erneut allen meinen Gruß und meine Dankbarkeit erweisen. Vor allem möchte ich den Ministerpräsidenten Silvio Berlusconi, den Staatssekretär Gianni Letta und alle hier anwesenden zivilen und militärischen Obrigkeiten grüßen. Und schließlich geht unser Blick erneut hin zur „süßen Königin der Sarden“, die auf diesem Hügel von Bonaria verehrt wird.

Wieviele berühmte Persönlichkeiten sind im Lauf der Jahrhunderte hierher gekommen, um ihr zu huldigen! Wie viele meiner Vorgänger haben sie mit besonderer Zuneigung ehren wollen! Der sel. Pius IX. verfügte ihre Krönung; der hl Pius X. rief sie vor gerade 100 Jahren zur Patronin von ganz Sardinien aus; Pius XI. erhob die neue Kirche zur „Basilica minor“; vor 50 Jahren war Pius XII. hier geistig mit einer besonderen Botschaft anwesend, die in einer Direktsendung von „Radio Vatikan“ übertragen wurde, und im Jahr 1960 übersandte der sel. Johannes XXIII. nach den Restaurierungsarbeiten einen Brief zur Neueröffnung des Heiligtums für den Kult.

Der erste Papst, der nach 1650 Jahren auf die Insel zurückkehrte, war der Diener Gottes Paul VI., der das Heiligtum am 24. April 1970 besuchte. Und vor dem heiligen Bild der Gottesmutter verweilte auch der geliebte Johannes Paul II. am 20. Oktober 1985 im Gebet. Auf den Spuren der Päpste, die mir vorangegangen sind, habe auch ich das Heiligtum von Bonaria gewählt, um einen Pastoralbesuch zu unternehmen, der im ideellen Sinne ganz Sardinien umarmen will.

Wir wollen heute erneut Maria die Stadt von Cagliari, Sardinien und jeden Einwohner anempfehlen. Die Heilige Jungfrau behüte weiterhin alle und jeden einzelnen, damit das Erbe der Werte des Evangeliums den neuen Generationen unverseht weitergegeben werde und damit Christus in den Familien, den Gemeinden sowie in den verschiedenen Bereichen der Gesellschaft herrsche. Die Gottesmutter behüte insbesondere all jene, die ihrer mütterlichen Hilfe am meisten bedürfen: die Kinder und

Jugendlichen, die alten Menschen und die Familien, die Kranken und alle Leidenden.

Im Bewusstsein der bedeutenden Rolle, die Maria im Leben eines jeden von uns spielt, feiern wir als ergebene Kinder heute das Fest ihrer Geburt. Diese Begebenheit ist eine grundlegende Etappe für die Familie von Nazareth, die Wiege unserer Erlösung; ein Ereignis, das uns alle betrifft, denn jede Gabe, die Gott ihr, der Mutter, gewährt hat, hat er auch im Gedanken an einen jeden von uns gewährt, ihren Kindern. Deshalb bitten wir mit unendlicher Dankbarkeit Maria, die Mutter des Mensch gewordenen Wortes und unsere Mutter, alle Mütter der Welt zu beschützen: jene, die zusammen mit ihrem Mann die Kinder in einem harmonischen familiären Umfeld aufziehen, sowie jene, die aus vielerlei Gründen sich bei der Bewältigung einer so schweren Aufgabe allein vorfinden. Allen möge es gegeben sein, in Hingabe und Treue ihren täglichen Dienst in der Familie, in der Kirche und in der Gesellschaft zu leisten. Für alle sei die Gottesmutter Stütze, Trost und Hoffnung!

Unter dem Blick Mariens möchte ich der teuren Bevölkerung von Haiti gedenken, die während der vergangenen Tage aufgrund von drei Hurrikanen harten Prüfungen ausgesetzt war. Ich bete für die leider zahlreichen Opfer und Obdachlosen. Ich stehe der ganzen Nation nahe und hoffe, dass sie bald die notwendigen Hilfen erreichen werden. Alle empfehle ich dem mütterlichen Schutz Unserer Lieben Frau von Bonaria.

* * *

Apostel sein heißt, der Welt die Freude Christi verkünden

Die Lehre des Apostels Paulus

ROM, 10. September 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Am vergangenen Mittwoch habe ich über die große Wende gesprochen, die sich im Leben des heilige Paulus nach seiner Begegnung mit Christus zugetragen hat. Jesus trat in sein Leben ein und machte den Verfolger zum Apostel. Jene Begegnung markierte den Beginn seiner Sendung: Paulus konnte nicht so weiterleben wie vorher; jetzt fühlte er sich vom Herrn mit dem Auftrag versehen, sein Evangelium als Apostel zu verkünden.

Gerade über diese seine neue Lebensform, das heißt über sein Sein als Apostel Christi, möchte ich heute sprechen. Normalerweise identifizieren wir dem Evangelium folgend die Zwölf mit dem Titel „Apostel“ und beabsichtigen so jene anzuzeigen, die die Gefährten im Leben und die Hörer der Lehre Jesu waren. Aber auch Paulus empfindet sich als wahrer Apostel, und es tritt daher deutlich zutage, dass sich der paulinische Begriff des Apostolats nicht auf die Gruppe

der Zwölf beschränkt. Natürlich versteht es Paulus wohl, seinen eigenen Fall von jenem derer zu unterscheiden, die „vor ihm Apostel waren“ (vgl. Gal 1,17): ihnen wird ein ganz besonderer Platz im Leben der Kirche zuerkannt. Und dennoch: wie alle wissen, interpretiert Paulus sich selbst als Apostel im engen Sinn. Gewiss ist, dass keiner zur Zeit der Anfänge des Christentums so viele Kilometer hinter sich brachte wie er, zu Land und zu Wasser, mit dem einzigen Ziel, das Evangelium zu verkünden.

Er hatte also einen Begriff von Apostolat, der über jenen hinausging, der nur an die Gruppe der Zwölf gebunden war und vor allem vom heiligen Lukas in der Apostelgeschichte überliefert ist (vgl. Apg 1,2.26; 6,2). In der Tat, im ersten Brief an die Korinther unterscheidet Paulus zwischen „den Zwölf“ und „allen Aposteln“, die als zwei unterschiedliche Gruppen erwähnt werden, denen die Erscheinungen des Auferstandenen zuteil wurden (vgl. 14,5.7). Im selben Text geht er dann dazu über, sich selbst demütig als den „geringsten von den Aposteln“ zu bezeichnen und sich dabei sogar mit einer Missgeburt zu vergleichen und wörtlich zu behaupten: „Ich bin nicht wert, Apostel genannt zu werden, weil ich die Kirche Gottes verfolgt habe. Doch durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und sein gnädiges Handeln an mir ist nicht ohne Wirkung geblieben. Mehr als sie alle habe ich mich abgemüht – nicht ich, sondern die Gnade Gottes zusammen mit mir“ (1 Kor 15,9-10). Die Metapher von der Missgeburt bringt eine äußerste Demut zum Ausdruck; sie wird sich auch im Brief an die Römer des heiligen Ignatius von Antiochia finden: „Ich bin der letzte von allen, ich bin eine Missgeburt; aber mir wird es gestattet sein, etwas zu sein, wenn ich Gott erreichen werde“ (9,2). Das, was der Bischof von Antiochia hinsichtlich seines bevorstehenden Martyriums sagen wird, wobei er voraussieht, dass es sein unwürdiges Sein umwerfen wird, sagt der heilige Paulus hinsichtlich seines apostolischen Einsatzes: in ihm zeigt sich die Fruchtbarkeit der Gnade Gottes, die es versteht, einen schlecht gelungenen Menschen in einen wunderbaren Apostel zu verwandeln. Vom Verfolger zum Gründer von Kirchen: das hat Gott in einem gewirkt, der unter dem Gesichtspunkt des Evangeliums als ein Ausschuss angesehen hätte werden können!

Was ist also nach der Konzeption des heiligen Paulus das, was aus ihm und anderen einen Apostel macht? In seinen Briefen treten drei Hauptmerkmale hervor, die einen Apostel ausmachen. Erstens muss er „den Herrn gesehen“ haben (vgl. 1 Kor 9,1), das heißt er muss mit ihm eine Begegnung gehabt haben, die für sein Leben bestimmend war. In ähnlicher Weise wird er im Brief an die Galater (vgl. 1,15-16) sagen, durch die Gnade Gottes mit der Offenbarung seines Sohnes für die Verkündigung der Frohbotschaft an die Heiden berufen, ja fast auserwählt worden zu sein. Letztendlich ist es der Herr, der einen zum Apostel macht, nicht die eigene Anmaßung. Der Apostel macht sich nicht allein dazu, sondern wird dazu vom Herrn gemacht: der Apostel muss somit ständig in eine Beziehung mit dem Herrn treten. Nicht umsonst sagt Paulus, „zum Apostel berufen“ zu sein (vgl. Röm 1,1), das heißt „nicht von Menschen oder durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und durch Gott, den Vater“ (Gal 1,1). Dies ist das erste Merkmal: den Herrn gesehen zu haben, von ihm berufen zu sein.

Die zweite Charakteristik besteht darin, „ausgesandt worden zu sein“. Das griechische Wort *apóstolos* bedeutet eben „Ausgesandter, Geschickter“, das heißt Bote oder Überbringer einer Botschaft; er muss somit als Beauftragter oder Vertreter eines Auftraggebers handeln. Aus diesem Grund definiert sich Paulus als „Apostel Christi Jesu“ (1 Kor 1,1; 2 Kor 1,1), das heißt als sein Delegierter, der ganz in seinem Dienst steht, so sehr, dass er sich auch „Knecht Christi Jesu“ nennt (Röm 1,1). Wieder tritt die Vorstellung der Initiative durch einen anderen in den Vordergrund, die Initiative Gottes in Jesus Christus, dem gegenüber man völlig in der Pflicht steht; vor allem aber wird die Tatsache hervorgehoben, dass von ihm eine Sendung empfangen wurde, die in seinem Namen zu erfüllen ist, während jedes persönliche Interesse absolut in den Hintergrund zu treten hat.

Die dritte Voraussetzung besteht in der Tätigkeit der „Verkündigung des Evangeliums“ mit der anschließenden Gründung von Kirchen. „Apostel“ nämlich kann und darf kein reiner Ehrentitel sein. Er nimmt konkret und auch auf dramatische Weise das ganze Dasein des Betroffenen in die Pflicht. Im ersten Brief an die Korinther ruft Paulus aus: „Bin ich nicht ein Apostel? Habe ich nicht Jesus, unseren Herrn, gesehen? Seid ihr nicht mein Werk im Herrn?“ (9,1). In ähnlicher Weise sagt er im zweiten Brief an die Korinther: „Unser Empfehlungsschreiben seid ihr... Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes“ (3,2-3).

Es verwundert also nicht, wenn Chrysostomus von Paulus als einer „diamantenen Seele“ spricht (Sermones Panegyrici in Solemnitates, 1,8) und fortfährt: „In derselben Weise, wie das Feuer durch weiteres Brennmaterial stärker wird..., so führte das Wort des Paulus alle jene seinem Anliegen zu, mit denen er in eine Beziehung trat, und jene, die ihn anfeindeten – einmal von seinen Reden ergriffen – wurden zur Nahrung dieses geistlichen Feuers (ebd. 7,11). Dies erklärt, warum Paulus die Apostel als „Gottes Mitarbeiter“ (1 Kor 3,9; 2 Kor 6,1) bestimmt, dessen Gnade in ihnen wirkt. Ein typisches Element des wahren Apostels, das der heilige Paulus gut ins Licht setzt, ist eine Art der Identifikation zwischen dem Evangelium und dem Evangelisierenden, denen beiden dasselbe Schicksal bestimmt ist. Niemand hat wie Paulus betont, dass die Verkündigung des Kreuzes Christi als ein „empörendes Ärgernis und eine Torheit“ (1 Kor 1,23) erscheint, auf die viele mit Unverständnis und Ablehnung reagieren. Dies geschah zu jener Zeit, und es darf nicht verwundern, dass Gleiches auch heute geschieht. An diesem Schicksal, als „empörendes Ärgernis und Torheit“ zu erscheinen, hat also der Apostel Anteil und Paulus weiß es: das ist die Erfahrung seines Lebens. Den Korinthern schreibt er nicht ohne einen ironischen Unterton: „Ich glaube nämlich, Gott hat uns Apostel auf den letzten Platz gestellt, wie Todgeweihte; denn wir sind zum Schauspiel geworden für die Welt, für Engel und Menschen. Wir stehen als Tore da um Christi willen, ihr dagegen seid kluge Leute in Christus. Wir sind schwach, ihr seid stark; ihr seid angesehen, wir sind verachtet. Bis zur Stunde hungern und dürsten wir, gehen in Lumpen, werden mit Fäusten geschlagen und sind heimatlos. Wir plagen uns ab und arbeiten mit eigenen

Händen; wir werden beschimpft und segnen; wir werden verfolgt und halten stand; wir werden geschmäht und trösten. Wir sind sozusagen der Abschaum der Welt geworden, verstoßen von allen bis heute“ (1 Kor 4,9-13). Es ist dies ein Selbstbildnis des apostolischen Lebens des heiligen Paulus: in all diesen Leiden ist die Freude vorwiegend, Überbringer des Segens Gottes und der Gnade des Evangeliums zu sein.

Paulus teilt im Übrigen mit der stoischen Philosophie seiner Zeit die Vorstellung von einer hartnäckigen Standhaftigkeit in allen sich einstellenden Schwierigkeiten; aber er überwindet die rein humanistischen Perspektive und ruft daher das Element der Liebe Gottes und Christi auf den Plan: „Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? In der Schrift steht: Um deinetwillen sind wir den ganzen Tag dem Tod ausgesetzt; wir werden behandelt wie Schafe, die man zum Schlachten bestimmt hat. Doch all das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn“ (Röm 35-39). Dies ist die Gewissheit, die tiefe Freude, die den Apostel Paulus in all diesen Begebenheiten führt: nichts kann uns von der Liebe Gottes trennen. Und diese Liebe ist die wahre Liebe des menschlichen Lebens.

Wie man sieht, hatte sich der heilige Paulus dem Evangelium mit seinem ganzen Dasein geschenkt; wir könnten sagen den ganzen Tag lang, ohne Unterbrechung! Und er erfüllte seinen Dienst in Treue und Freude, „um auf jeden Fall einige zu retten“ (1 Kor 9,22). Und obwohl er wusste, dass er mit ihnen in einer Vaterbeziehung (vgl. 1 Kor 4,15), wenn nicht gar in einer Mutterbeziehung (Gal 4,19) stand, stellte er sich den Kirchen gegenüber in eine Haltung des restlosen Dienstes und erklärte so in bewundernswerter Weise: „Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude“ (2 Kor 1,24). Dies bleibt die Sendung aller Apostel Christi zu allen Zeiten: Mitarbeiter an der wahren Freude zu sein.

[Die Einwohner Frankreichs grüßte der Heilige Vater anlässlich seiner bevorstehenden Apostolischen Reise nach Paris und Lourdes mit den folgenden Worten:]

Liebe Brüder und Schwestern!

Am kommenden Freitag werde ich meinen ersten Pastoralbesuch nach Frankreich als Nachfolger des Petrus unternehmen. Am Vorabend meiner Ankunft richte ich meinen herzlichen Gruß an das französische Volk und an alle Einwohner dieser geliebten Nation.

Ich komme als Bote des Friedens und der Brüderlichkeit zu euch. Euer Land ist mir nicht unbekannt. Mehrmals hatte ich die Freude, es zu besuchen und seine reiche Tradition der Gastfreundschaft und der Toleranz kennen zu lernen, wie auch die Festigkeit des christlichen Glaubens und seine hohe menschliche wie geistliche Kultur. Dieses Mal besteht der

Anlass meines Besuches in der Feier des 150. Jahrestages der Erscheinungen der Jungfrau Maria in Lourdes.

Nach meinem Besuch in Paris, der Hauptstadt eures Landes, wird es für mich eine große Freude sein, mich der Schar der Pilger anzuschließen, die den Etappen des Jubiläumsweges auf den Spuren der heiligen Bernadette bis zur Grotte von Massabielle folgen.

Zu Füßen der Gottesmutter werde ich intensiv für die Anliegen der ganzen Kirche beten, besonders für die Kranken und diejenigen, die am meisten verlassen sind, aber auch für den Frieden in der Welt. Maria sei für euch alle – besonders für die jungen Menschen – die Mutter, die stets bereit ist, sich der Bedürfnisse ihrer Kinder anzunehmen; ein Licht der Hoffnung, das euren Weg erhellt und leitet!

Liebe Freunde aus Frankreich, ich lade euch ein, euch meinem Gebet anzuschließen, damit diese Reise reiche Frucht bringe! In der glücklichen Erwartung, bald unter euch zu sein, rufe ich auf alle, auf eure Familien und eure Gemeinschaften den mütterlichen Schutz der Jungfrau Maria herab, Unserer Lieben Frau von Lourdes. Gott segne euch!

* * *

Papst Benedikt XVI.: „Meine Pilgerfahrt nach Lourdes sollte über Paris führen“

Ansprache bei der Begrüßungszeremonie im Pariser Elysée-Palast

PARIS, 12. September 2008 - Ansprache, die Papst Benedikt XVI. Freitag zum Auftakt seiner zehnten internationalen Pastoralreise in der französischen Hauptstadt Paris gehalten hat.

Der Heilige Vater bekräftigte beim offiziellen Empfang im Elysée-Palast unter anderem, dass er sich bemühe, „als Zeuge eines liebenden und rettenden Gottes ein Sämann der Liebe und der Hoffnung“ zu sein. Seine Wünsche für Frankreich, dessen reiches Erbe er würdigte, seien „Frieden und Wohlergehen, Freiheit und Einheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“.

Sehr geehrter Herr Präsident,
meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Zum ersten Mal, seitdem die Vorsehung mich auf den Stuhl Petri berufen hat, setzte ich nun meinen Fuß auf französischen Boden. Dabei bin ich innerlich bewegt und fühle mich durch den warmherzigen Empfang, den Sie mir bereitet haben, geehrt. Ihnen, Herr Präsident, bin ich besonders dankbar für Ihre herzliche Einladung, Ihr Land zu besuchen, sowie für die freundlichen Begrüßungsworte, die Sie an mich gerichtet haben. Unvergesslich ist mir der Besuch, den Eure Exzellenz mir vor neun Monaten im Vatikan abgestattet haben. Durch Sie grüße ich alle Bewohnerinnen und Bewohner dieses Landes mit einer Jahrtausende alten Geschichte, einer ereignisreichen Gegenwart und einer hoffnungsvollen Zukunft. Sie sollen wissen, dass Frankreich sehr oft im Mittelpunkt des Gebetes des Papstes steht, der all das, was dieses Land im Laufe von zwanzig Jahrhunderten der Kirche gegeben hat, nicht vergessen kann. Der Hauptgrund meiner Reise ist die Feier

des 150. Jahrestags der Erscheinungen der Jungfrau Maria in Lourdes. Ich möchte mich der Schar der unzähligen Pilger aus aller Welt anschließen, die im Laufe dieses Jahres, von Glaube und Liebe bewegt, in diesem Marienwallfahrtsort zusammenströmen. Es ist ein Glaube, es ist eine Liebe, die ich in Ihrem Land während der vier gnadenreichen Tage, die ich hier verbringen darf, feiern werde.

Meine Pilgerfahrt nach Lourdes sollte über Paris führen. Ihre Hauptstadt ist mir vertraut, und ich kenne sie gut. Ich bin oft hier gewesen und habe in ihr im Laufe der Jahre anlässlich meiner Studien und meiner vorigen Aufgaben gute menschliche und geistige Freundschaften geschlossen. Mit Freude komme ich wieder und bin glücklich über die Gelegenheit, die sich mir so geboten hat, das reiche Erbe an Kultur und Glauben zu würdigen, das über Jahrhunderte hin Ihr Land in strahlender Weise geformt und der Welt große Gestalten von Dienern der Nation und der Kirche geschenkt hat. Ihre Lehre und ihr Beispiel haben auf ganz natürliche Weise die geographischen und nationalen Grenzen überschritten, um den Lauf der Welt zu prägen. Bei Ihrem Besuch in Rom haben Sie, Herr Präsident, daran erinnert, dass die Wurzeln Frankreichs - wie die Europas - christlich sind. Es genügt die Geschichte, um das zu zeigen: Seit seinen Anfängen hat Ihr Land die Botschaft des Evangeliums empfangen. Wenn auch manchmal die Dokumente fehlen, kann doch zumindest der Bestand christlicher Gemeinden in Gallien zu einem sehr frühen Zeitpunkt nachgewiesen werden: Es ist ergreifend, wenn man bedenkt, dass die Stadt Lyon bereits in der Mitte des zweiten Jahrhunderts einen Bischof hatte und dass der heilige Irenäus, der Verfasser von *Adversus haereses*, darin ein beredtes Zeugnis für die Kraft des christlichen Denkens gibt. Nun, der heilige Irenäus war aus Smyrne gekommen, um den Glauben an den auferstandenen Christus zu verkünden. Lyon hatte also einen Bischof, dessen Muttersprache Griechisch war: Gibt es ein schöneres Zeichen für die universale Natur und Bestimmung der christlichen Botschaft? Bereits seit alter Zeit ist die Kirche in Ihr Land eingepflanzt und hat eine kulturstiftende Rolle gespielt, der ich an diesem Ort gerne meine Anerkennung zolle. Sie haben in Ihrer Rede im Lateranpalast im vergangenen Dezember selbst darauf angespielt. Die Weitergabe der antiken Kultur durch die Mönche - die Lehrmeister und Kopisten waren -, die Erziehung von Herz und Geist zur Liebe gegenüber dem Armen, die Hilfe für die Bedürftigen durch die Gründung zahlreicher Ordensgemeinschaften, der Beitrag der Christen zur Festigung der Institutionen Galliens und dann Frankreichs sind allzu bekannt, als dass ich darauf länger eingehen müsste. Die Tausenden Kapellen, Kirchen, Abteien und Kathedralen, welche die Zentren Ihrer Städte oder abgeschiedene Gegenden zieren, besagen zu genüge, wie sehr Ihre Väter im Glauben den ehren wollten, der ihnen das Leben geschenkt hatte und der uns im Sein erhält.

Viele Menschen, auch hier in Frankreich, haben ausführlich über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat nachgedacht. In Wirklichkeit hatte zum Problem der Beziehung zwischen dem politischen und dem religiösen Bereich bereits Christus den Grundsatz für die Findung einer gerechten Lösung geliefert, als er auf eine ihm gestellte Frage antwortete: "Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört,

und Gott, was Gott gehört!" (Mk 12,17). Gegenwärtig erfreut sich die Kirche in Frankreich einer Ordnung der Freiheit. Das Misstrauen der Vergangenheit hat sich allmählich in einen sachlichen und positiven Dialog verwandelt, der sich zunehmend festigt. Seit dem Jahr 2002 besteht ein neues Organ für den Dialog, und ich bin sehr zuversichtlich hinsichtlich seiner Arbeit, denn auf beiden Seiten ist guter Wille vorhanden. Wir wissen, dass einige Bereiche des Dialogs noch offen sind, die wir mit Entschiedenheit und Geduld nach und nach in Angriff nehmen und bereinigen müssen. Sie, Herr Präsident, haben im übrigen den Ausdruck der "positiven Laizität" benutzt, um dieses offenere Verständnis zu bezeichnen. Ich bin überzeugt, dass in dieser geschichtlichen Zeit, in der die Kulturen sich immer mehr verflechten, ein neues Nachdenken über den wahren Sinn und die Bedeutung der Laizität notwendig geworden ist. In der Tat ist es grundlegend, einerseits auf die Unterscheidung zwischen politischem und religiösem Bereich zu bestehen, um sowohl die Religionsfreiheit der Bürger als auch die Verantwortung des Staates, die er ihnen gegenüber hat, zu gewährleisten, und sich andererseits deutlicher der unersetzlichen Funktion der Religion für die Gewissensbildung bewusst zu werden und des Beitrags, den die Religion gemeinsam mit anderen zur Bildung eines ethischen Grundkonsenses innerhalb der Gesellschaft erbringen kann.

Der Papst bemüht sich als Zeuge eines liebenden und rettenden Gottes, ein Sämann der Liebe und der Hoffnung zu sein. Jede menschliche Gesellschaft braucht Hoffnung, und dieses Bedürfnis ist in der heutigen Welt, die wenig geistliche Bestrebungen aufweist und wenig materielle Sicherheiten bietet, noch stärker. Die jungen Menschen sind meine größte Sorge. Einige von ihnen haben Mühe, eine ihnen angemessene Orientierung zu finden, oder leiden unter dem Verlust von Bezugspunkten in ihrem Familienleben. Andere wieder erfahren die Grenzen von religiösen Gemeinden und Gruppen. Bisweilen an den Rand der Gesellschaft gedrängt und häufig sich selbst überlassen, sind sie anfällig und müssen sich allein mit einer Wirklichkeit auseinandersetzen, die sie überfordert. Darum ist es notwendig, ihnen gute Rahmenbedingungen für die Erziehung zu bieten und sie zu gegenseitiger Achtung und Hilfe zu ermutigen, damit sie unbeschwert das Erwachsenenalter erreichen. Die Kirche kann auf diesem Gebiet ihren spezifischen Beitrag leisten. Ebenfalls besorgt bin ich über die soziale Situation der westlichen Welt, die leider durch eine schleichend wachsende Distanz zwischen Reichen und Armen gekennzeichnet ist. Ich bin sicher, daß es möglich ist, gerechte Lösungen zu finden, die über die notwendige unmittelbare Hilfe hinaus zum Kern des Problems vordringen, um die Schwachen zu schützen und ihre Würde zu fördern. Durch ihre zahlreichen Institutionen und Aktivitäten versucht die Kirche - ebenso wie viele Vereinigungen in Ihrem Land - häufig, unmittelbar Abhilfe zu schaffen, aber es ist Sache des Staates, Gesetze zu erlassen, um die Ungerechtigkeiten zu beseitigen. In einem wesentlich weiteren Rahmen, Herr Präsident, beunruhigt mich auch der Zustand unseres Planeten. In enormer Großzügigkeit hat Gott uns die von ihm erschaffene Welt anvertraut. Wir müssen lernen, sie besser zu bewahren und zu schützen. Mir scheint der Moment gekommen,

konstruktivere Vorschläge zu machen, um das Wohl der kommenden Generationen zu gewährleisten.

Die Präsidentschaft der Europäischen Gemeinschaft stellt für Ihr Land eine Gelegenheit dar, die Bedeutung, die Frankreich gemäß seiner edlen Tradition den Menschenrechten und ihrer Förderung zum Wohl der einzelnen wie der Gesellschaft zumisst, zu bezeugen. Wenn der Europäer sieht und persönlich erfährt, dass die unveräußerlichen Rechte des Menschen von seiner Zeugung bis zu seinem natürlichen Tod sowie jene, die seine Erziehungsfreiheit, sein Familienleben, seine Arbeit und, selbstverständlich nicht zu vergessen, seine religiösen Rechte betreffen - wenn also der Europäer begreift, dass seine Rechte, die ein unteilbares Ganzes bilden, gefördert und respektiert werden, dann wird er vollends die Größe des Bauwerks der Union verstehen und aktiv daran mitbauen. Die Aufgabe, die Ihnen, Herr Präsident, zukommt, ist nicht leicht. Die Zeiten sind ungewiss, und es ist ein schwieriges Unterfangen, im Gewirr des sozialen und wirtschaftlichen, nationalen und internationalen Alltags den rechten Weg zu finden. Insbesondere angesichts der Gefahr eines Wiedererstehens alten Misstrauens, von Spannungen und Gegensätzen zwischen den Nationen, was wir heute mit Sorge beobachten, ist Frankreich, das von seiner Geschichte her ein feines Gespür für die Versöhnung der Völker hat, dazu berufen, Europa zu helfen, innerhalb seiner Grenzen und auf der ganzen Welt den Frieden aufzubauen. In dieser Hinsicht ist es wichtig, eine Einheit zu fördern, die weder Einförmigkeit sein kann noch sein will, sondern die imstande ist, die Achtung vor den nationalen Unterschieden und den verschiedenen kulturellen Traditionen zu gewährleisten, die einen Reichtum innerhalb der europäischen Symphonie darstellen. Dabei ist andererseits daran zu erinnern, dass "die nationale Identität selbst nur durch die Öffnung zu anderen Völkern und durch die Solidarität mit ihnen verwirklicht werden kann" (Nachsynodales Schreiben Ecclesia in Europa, Nr. 112). Ich äußere meine Zuversicht, dass Ihr Land immer mehr dazu beitragen wird, dass dieses Jahrhundert sich auf Ruhe, Harmonie und Frieden hin entwickelt.

Herr Präsident, liebe Freunde, noch einmal möchte ich Ihnen meinen Dank für diese Begegnung zum Ausdruck bringen. Ich versichere Sie meines inständigen Gebetes für Ihre schöne Nation, auf dass Gott ihr Frieden und Wohlergehen, Freiheit und Einheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gewähre. Diese Wünsche vertraue ich der mütterlichen Fürsprache der Jungfrau Maria, der Hauptpatronin Frankreichs, an. Gott segne Frankreich und alle Franzosen!

* * *

Ansprache von Papst Benedikt XVI. an die Welt der Kultur

Begegnung im Pariser Collège des Bernardins

PARIS, 12. September 2008 - Ansprache, die Papst Benedikt XVI. Freitag im Collège des Bernardins gehalten hat.

Die große und viel erwartete Rede, die der Heilige Vater sehr genau und auf Deutsch vorbereitet hatte, markierte die Eröffnung des Collège des Bernardins, das „ein Zentrum des Dialogs zwischen dem christlichen Denken und den

intellektuellen und künstlerischen Strömungen der heutigen Gesellschaft“ sein will.

Herr Kardinal,
Frau Kulturminister,
Herr Bürgermeister,
Herr Kanzler des Institut de France,
liebe Freunde!

Danke, Herr Kardinal, für Ihre freundlichen Worte. Wir befinden uns hier an einem historischen Ort, der von den Söhnen des heiligen Bernhard von Clervaux erbaut wurde und den Ihr Vorgänger, der verstorbene Kardinal Jean-Marie Lustiger, als Zentrum des Dialogs zwischen dem christlichen Denken und den intellektuellen und künstlerischen Strömungen der heutigen Gesellschaft wollte. Ich begrüße im Besonderen die Frau Kulturminister, die die Regierung vertritt, sowie die Herren Giscard d'Estaig und Chirac. Desgleichen grüße ich die anwesenden Minister, die Vertreter der UNESCO, den Herrn Bürgermeister von Paris und alle anderen Amtsträger. Ich möchte nicht meine Kollegen des Institut de France vergessen, die um meine Wertschätzung ihnen gegenüber wissen, und danke Prinz de Broglie für seine herzlichen Worte. Wir werden uns morgen Vormittag wiedersehen. Ich danke den Vertretern der muslimischen Gemeinde Frankreichs, dass sie die Einladung zur Teilnahme an dieser Begegnung angenommen haben. Ihnen entbiete ich meine besten Wünsche in dieser Zeit des Ramadan. Mein warmherziger Gruß gilt nun natürlich der gesamten vielfältigen Welt der Kultur, die Sie, liebe Gäste, so würdig vertreten.

Heute Abend möchte ich zu Ihnen über die Ursprünge der abendländischen Theologie und die Wurzeln der europäischen Kultur sprechen. Eingangs habe ich erwähnt, dass wir uns an einem emblematischen Ort befinden. Er ist an die Mönchskultur gebunden. Junge Mönche haben hier gelebt, um ihre Berufung tiefer verstehen und ihren Auftrag besser leben zu lernen. Dies ist ein Ort, der mit der Kultur des Mönchtums zu tun hat. Geht uns das heute noch etwas an, oder begegnen wir dabei bloß einer vergangenen Welt? Um darauf antworten zu können, müssen wir uns einen Augenblick auf das Wesen des abendländischen Mönchtums selbst besinnen. Worum ging es da? Von der Wirkungsgeschichte des Mönchtums her können wir sagen, dass im großen Kulturbruch der Völkerwanderung und der sich bildenden neuen staatlichen Ordnungen die Mönchsklöster der Ort waren, an dem die Schätze der alten Kultur überlebten und zugleich von ihnen her eine neue Kultur langsam geformt wurde. Aber wie ging das zu? Was hat die Menschen bewegt, die sich an diesen Orten zusammenfanden? Was wollten sie? Wie haben sie gelebt?

Da ist zunächst und als erstes ganz nüchtern zu sagen, dass es nicht ihre Absicht war, Kultur zu schaffen oder auch eine vergangene Kultur zu erhalten. Ihr Antrieb war viel elementarer. Ihr Ziel hieß: quaerere Deum. In der Wirrnis der Zeiten, in der nichts standzuhalten schien, wollten sie das Wesentliche tun – sich bemühen, das immer Gültige und Bleibende, das Leben selber zu finden. Sie waren auf der Suche nach Gott. Sie wollten aus dem Unwesentlichen zum Wesentlichen, zum allein wirklich Wichtigen und Verlässlichen kommen. Man sagt darüber, dass sie

„eschatologisch“ ausgerichtet waren. Aber das ist nicht in einem zeitlichen Sinn zu verstehen, als ob sie auf das Ende der Welt oder auf ihren eigenen Tod hingeschaut hätten, sondern in einem existentiellen Sinn: Sie suchten das Endgültige hinter dem Vorläufigen. Quærere Deum: Weil sie Christen waren, war dies nicht eine Expedition in eine weglose Wüste, eine Suche ins völlige Dunkel hinein. Gott hatte selbst Wegzeichen ausgesteckt, ja, einen Weg gebahnt, den zu finden und zu gehen die Aufgabe war. Dieser Weg war sein Wort, das in den Büchern der heiligen Schriften vor den Menschen aufgeschlagen war. Die Suche nach Gott verlangt so von innen her eine Kultur des Wortes oder – wie Jean Leclercq es ausgedrückt hat: Eschatologie und Grammatik sind im abendländischen Mönchtum inwendig miteinander verbunden (vgl. *L'amour des lettres et le désir de Dieu*, S. 14). Das Verlangen nach Gott, der *désir de Dieu*, schließt den *amour des lettres*, die Liebe zum Wort mit ein, das Eindringen in alle seine Dimensionen. Weil im biblischen Wort Gott unterwegs ist zu uns und wir zu ihm, darum muss man lernen, in das Geheimnis der Sprache einzudringen, sie in ihrem Aufbau und in der Weise ihres Ausdrucks zu begreifen. So werden gerade durch die Gottsuche die profanen Wissenschaften wichtig, die uns den Weg zur Sprache zeigen. Weil die Suche nach Gott die Kultur des Wortes verlangte, daher gehört zum Kloster die Bibliothek, die die Wege zum Wort aufzeigt. Daher gehört zu ihm auch die Schule, in der die Wege konkret geöffnet werden. Benedikt nennt das Kloster eine *dominici servitii schola*. Das Kloster dient der *eruditio*, der Formung und Bildung des Menschen – Formung letztlich darauf hin, dass der Mensch Gott zu dienen lerne. Aber dies schließt gerade auch die Formung des Verstandes, die Bildung ein, durch die der Mensch in den Wörtern das eigentliche Wort wahrzunehmen lernt.

Wir müssen noch einen Schritt weitergehen, um der Kultur des Wortes ganz ansichtig zu werden, die zum Wesen der Suche nach Gott gehört. Das Wort, das den Weg der Gottsuche öffnet und selbst dieser Weg ist, ist ein gemeinsames Wort. Gewiss, es trifft jeden einzelnen mitten ins Herz (vgl. *Apq 2, 37*). Gregor der Große beschreibt dies wie einen jähen Stich, der unsere schläfrige Seele aufreißt und uns wachmacht für Gott (vgl. Leclercq, ebd., S. 35). Aber es macht uns so auch wach füreinander. Es führt nicht auf einen bloß individuellen Weg mystischer Versenkung, sondern in die Weggemeinschaft des Glaubens hinein. Und darum muß dieses Wort nicht nur bedacht, sondern auch recht gelesen werden. Wie in der Rabbinenschule, so ist auch bei den Mönchen das Lesen selbst des einzelnen ein zugleich körperlicher Vorgang. „Wenn aber *legere* und *lectio* ohne ein erläuterndes Beiwort gebraucht werden, dann bezeichnen sie meistens eine Tätigkeit, die wie Singen und Schreiben den ganzen Körper und den ganzen Geist ergreift“, sagt Jean Leclercq dazu (ebd., S. 21).

Und noch einmal ist ein weiterer Schritt zu tun. Das Wort Gottes bringt uns selber ins Gespräch mit Gott. Der Gott, der in der Bibel spricht, lehrt uns, wie wir selber mit ihm reden können. Besonders im Buch der Psalmen gibt er uns die Worte, mit denen wir ihn anreden können, unser Leben mit seinen Höhen und Tiefen ins Gespräch mit ihm zu bringen vermögen, so dass dabei das Leben selbst Bewegung auf ihn hin wird. Die Psalmen enthalten immer wieder

Anweisungen auch dafür, wie sie gesungen und mit Instrumenten begleitet werden sollen. Für das Beten vom Wort Gottes her reicht das Sprechen nicht aus, es verlangt Musik. Zwei Gesänge der christlichen Liturgie stammen von biblischen Texten, in denen sie im Mund der Engel erscheinen: das Gloria, das zuerst bei der Geburt Jesu von den Engeln gesungen wurde und das Sanctus, das nach Jesaja 6 der Ruf der Seraphine ist, die Gott unmittelbar nahe stehen. Der christliche Gottesdienst bedeutet von daher die Einladung, mit den Engeln mitzusingen und so das Wort zu seiner höchsten Bestimmung zu führen. Noch einmal Jean Leclercq zu diesem Thema: „Die Mönche mussten Melodien finden, die die Zustimmung des erlösten Menschen zu den Geheimnissen, die er feiert, in Töne übersetzen. Die wenigen uns erhalten gebliebenen Kapitelle von Cluny zeigen so die christologischen Symbole der einzelnen Tonarten“ (vgl. ebd., S. 229).

Bei Benedikt steht als maßgebende Regel über dem Gebet und Gesang der Mönche das Psalmwort: *Coram angelis psallam tibi, Domine* – im Angesicht der Engel psalliere ich vor dir (vgl. 138,1). Hier drückt sich das Bewusstsein aus, beim gemeinsamen Gebet in der Anwesenheit des ganzen himmlischen Hofes zu singen und damit dem höchsten Maßstab ausgesetzt zu sein: so zu beten und zu singen, dass man in die Musik der erhabenen Geister einstimmen kann, die als die Urheber der Harmonie des Kosmos, der Musik der Sphären galten. ... Aus diesem inneren Anspruch des Redens mit Gott und des Singens von Gott mit den von ihm selbst geschenkten Worten ist die große abendländische Musik entstanden. Es ging nicht um private „Kreativität“, in der das Individuum sich selbst ein Denkmal setzt und als Maßstab wesentlich die Darstellung des eigenen Ich nimmt. Es ging vielmehr darum, wachsam mit den „Ohren des Herzens“ die inneren Gesetze der Musik der Schöpfung selbst, die vom Schöpfer in seine Welt und in den Menschen gelegten Wesensformen der Musik zu erkennen und so die gotteswürdige Musik zu finden, die zugleich dann wahrhaft des Menschen würdig ist und seine Würde rein ertönen lässt.

Um die Kultur des Wortes einigermaßen zu verstehen, die sich im abendländischen Mönchtum aus der Suche nach Gott von innen her entwickelte, ist schließlich noch ein wenigstens kurzer Hinweis auf die Eigenart des Buches oder der Bücher nötig, in denen dieses Wort den Mönchen entgegenkam. Die Bibel ist rein historisch und literarisch betrachtet nicht einfach ein Buch, sondern eine Sammlung von Literatur, deren Entstehung sich über mehr als ein Jahrtausend hin erstreckt und deren einzelne Bücher man nicht ohne weiteres als eine innere Einheit erkennen kann; sie stehen vielmehr in erkennbaren Spannungen zueinander. Das gilt schon innerhalb der Bibel Israels, die wir Christen als Altes Testament benennen. Es gilt erst recht, wenn wir als Christen das Neue Testament mit seinen Schriften sozusagen als hermeneutischen Schlüssel mit der Bibel Israels verbinden und diese so als Weg auf Christus hin verstehen. Die Bibel wird im Neuen Testament im allgemeinen zurecht nicht als „die Schrift“, sondern als „die Schriften“ bezeichnet, die freilich zusammen dann doch als das eine Wort Gottes an uns angesehen werden. Aber schon dieser Plural macht sichtbar, dass Gottes Wort hier nur durch Menschenwort und Menschenwörter hindurch zu uns kommt, dass Gott nur durch Menschen hindurch, durch

deren Worte und deren Geschichte zu uns redet. Dies wieder bedeutet, dass das Göttliche an dem Wort und an den Wörtern nicht einfach zutage liegt. Modern ausgedrückt: Die Einheit der biblischen Bücher und der göttliche Charakter ihrer Worte sind nicht rein historisch greifbar. Das Historische ist die Vielfalt und die Menschlichkeit. Von da aus versteht man die zunächst befremdlich erscheinende Formulierung eines mittelalterlichen Distichons: *Littera gesta docet – quid credas allegoria ...* (vgl. Augustinus von Dänemark, *Rotulus pugillaris*, I). Der Buchstabe zeigt die Fakten an; was du zu glauben hast, sagt die Allegorie, das heißt die christologische und pneumatische Auslegung.

Wir können es auch einfacher ausdrücken: Die Schrift bedarf der Auslegung, und sie bedarf der Gemeinschaft, in der sie geworden ist und in der sie gelebt wird. In ihr hat sie ihre Einheit, und in ihr öffnet sich der das Ganze zusammenhaltende Sinn. Noch einmal anders gewendet: Es gibt Dimensionen der Bedeutung des Wortes und der Wörter, die sich nur in der gelebten Gemeinschaft dieses Geschichte stiftenden Wortes öffnen. Durch das zunehmende Wahrnehmen der verschiedenen Sinndimensionen wird das Wort nicht entwertet, sondern erscheint erst in seiner ganzen Größe und Würde. Deswegen kann der „Katechismus der katholischen Kirche“ mit Recht sagen, dass das Christentum nicht einfach eine Buchreligion im klassischen Sinn darstellt (vgl. Nr. 108). Es vernimmt in den Wörtern das Wort, den Logos selbst, der sein Geheimnis durch diese Vielfalt hindurch ausbreitet. Diese eigentümliche Struktur der Bibel ist eine immer neue Herausforderung an jede Generation. Sie schließt von ihrem Wesen her all das aus, was man heute Fundamentalismus nennt. Denn das Wort Gottes selber ist nie einfach schon in der reinen Wörtlichkeit des Textes da. Zu ihm zu gelangen verlangt eine Transzendierung und einen Prozess des Verstehens, der sich von der inneren Bewegung des Ganzen leiten lässt und daher auch ein Prozess des Lebens werden muss. Immer nur in der dynamischen Einheit des Ganzen sind die vielen Bücher ein Buch, zeigt sich im Menschenwort und in der menschlichen Geschichte Gottes Wort und Gottes Handeln in der Welt.

Die ganze Dramatik dieses Themas ist in den Schriften des heiligen Paulus ausgeleuchtet. Was die Überschreitung des Buchstabens und sein Verstehen allein vom Ganzen her bedeutet, hat er drastisch ausgedrückt in dem Satz: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2 Kor 3, 6). Und weiter: „Wo der Geist ... da ist Freiheit“ (2 Kor 3, 17). Man kann aber das Große und Weite dieser Sicht des biblischen Wortes nur verstehen, wenn man Paulus ganz zuhört und dann erfährt, dass dieser freimachende Geist einen Namen hat und so die Freiheit ein inneres Maß: „Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2 Kor 3, 17). Der befreiende Geist ist nicht einfach die eigene Idee, die eigene Ansicht des Auslegers. Der Geist ist Christus, und Christus ist Herr, der uns den Weg zeigt. Mit dem Wort von Geist und Freiheit ist ein weiter Horizont eröffnet, aber zugleich der Willkür der Subjektivität eine klare Grenze gesetzt, die den einzelnen wie die Gemeinschaft klar in die Pflicht nimmt und eine neue, höhere Bindung als die des Buchstabens, nämlich die Bindung von Einsicht und Liebe erschafft. Diese Spannung von Bindung und Freiheit, die weit über das literarische

Problem der Schriftauslegung hinausreicht, hat auch Denken und Wirken des Mönchtums bestimmt und die abendländische Kultur zutiefst geprägt. Sie ist als Aufgabe auch unserer Generation gegenüber den Polen von subjektiver Willkür und fundamentalistischem Fanatismus neu gestellt. Es wäre ein Verhängnis, wenn die europäische Kultur von heute Freiheit nur noch als Bindungslosigkeit auffassen könnte und damit unvermeidlich dem Fanatismus und der Willkür in die Hand spielen würde. Bindungslosigkeit und Willkür sind nicht Freiheit, sondern deren Zerstörung.

Wir haben bisher beim Bedenken der „Schule des göttlichen Dienstes“, als die Benedikt das Mönchtum bezeichnet, nur auf ihre Orientierung auf das Wort – auf das „ora“ – geachtet. In der Tat wird von da aus die Richtung des Ganzen des mönchischen Lebens bestimmt. Aber unsere Betrachtung bliebe doch unvollständig, wenn wir nicht auch die mit „labora“ umschriebene zweite Komponente des Mönchtums wenigstens kurz ins Auge fassen würden. In der griechischen Welt galt die körperliche Arbeit als Sache der Unfreien. Der Weise, der wirklich Freie ist allein den geistigen Dingen hingegeben; er überlässt die körperliche Arbeit als etwas Niedriges den Menschen, die zu diesem höheren Dasein in der Welt des Geistes nicht fähig sind. Ganz anders die jüdische Tradition: Alle die großen Rabbinen übten zugleich auch einen handwerklichen Beruf aus. Paulus, der als Rabbi und dann als Verkünder des Evangeliums an die Völkerwelt auch Zeltmacher war und sich den Unterhalt mit der eigenen Arbeit seiner Hände verdiente, ist hier keine Ausnahme, sondern steht in der gemeinsamen Tradition des Rabbinentums. Das Mönchtum hat diese Überlieferung aufgenommen; der Hände Arbeit gehört konstitutiv zum christlichen Mönchtum. Benedikt spricht in seiner *Regula* nicht eigens über die Schule, obwohl Unterricht und Lernen praktisch darin vorausgesetzt sind, wie wir sahen. Aber er spricht ausdrücklich über die Arbeit (vgl. Kap. 48). Und genauso Augustinus, der der Mönchsarbeit ein eigenes Buch gewidmet hat. Die Christen, die damit in der vom Judentum vorgegebenen Tradition fortführen, mussten sich dazu noch zusätzlich angesprochen sehen durch das Wort Jesu im Johannes-Evangelium, mit dem er sein Wirken am Sabbat verteidigte: „Mein Vater arbeitet bis jetzt und auch ich arbeite“ (5, 17). Die griechisch-römische Welt kannte keinen Schöpfergott; die höchste Gottheit konnte sich ihrer Vision nach nicht mit der Erschaffung der Materie gleichsam die Hände schmutzig machen. Das „Machen“ der Welt war dem Demiurgen, einer untergeordneten Gottheit vorbehalten. Anders der christliche Gott: Er, der eine, der wirkliche und einzige Gott ist auch Schöpfer. Gott arbeitet; er arbeitet weiter in und an der Geschichte der Menschen. In Christus tritt er als Person in die mühselige Arbeit der Geschichte ein. „Mein Vater arbeitet bis jetzt und auch ich arbeite.“ Gott selbst ist der Welterschöpfer, und die Schöpfung ist nicht zu Ende. Gott arbeitet. So musste nun das Arbeiten der Menschen als besondere Weise der Gottebenbildlichkeit des Menschen erscheinen, der sich damit am welterschöpferischen Handeln Gottes beteiligen kann und darf. Zum Mönchtum gehört mit der Kultur des Wortes eine Kultur der Arbeit, ohne die das Werden Europas, sein Ethos und seine Weltgestaltung nicht zu denken sind. Zu diesem Ethos müsste freilich gehören, dass Arbeit und Geschichtsgestaltung des Menschen Mit-

Arbeiten mit dem Schöpfer sein will und von diesem Maß her ihr Maß nimmt. Wo dieses Maß fehlt und der Mensch sich selber zum gottartigen Schöpfer erhebt, kann Weltgestaltung schnell zur Weltzerstörung werden.

Wir sind davon ausgegangen, dass die Grundhaltung der Mönche im Zusammenbruch alter Ordnungen und Gewissheiten das quätere Deum war – sich auf die Suche machen nach Gott. Wir könnten sagen, dass dies die eigentlich philosophische Haltung ist: Über das Vorletzte hinauszuschauen und sich auf die Suche nach dem Letzten und Eigentlichen zu machen. Wer Mönch wurde, machte sich auf einen weiten und hohen Weg, aber er hatte doch schon die Richtung gefunden: das Wort der Bibel, in dem er Gott selbst sprechen hörte. Er musste nun versuchen, ihn zu verstehen, um auf ihn zugehen zu können. So ist der Weg der Mönche doch schon Weg im Inneren des angenommenen Wortes, auch wenn die Wegstrecke unermesslich bleibt. Das Suchen der Mönche trägt in gewisser Hinsicht schon ein Finden in sich. Deshalb muss es vorher schon, damit dieses Suchen möglich werde, eine erste Bewegung geben, die nicht nur den Willen zum Suchen weckt, sondern auch glaubhaft macht, dass in diesem Wort der Weg verborgen ist oder besser: dass in diesem Wort Gott sich selbst auf den Weg zu den Menschen begeben hat und daher Menschen auf ihm zu Gott kommen können. Mit anderen Worten: Es muss Verkündigung geben, die den Menschen anredet und so Überzeugung schafft, die Leben werden kann. Damit sich ein Weg ins Innere des biblischen Wortes als Gotteswort öffne, muss dieses Wort selbst zunächst nach außen gesprochen werden. Klassischer Ausdruck für diese Notwendigkeit des christlichen Glaubens, sich für die anderen mitteilbar zu machen, ist ein Satz aus dem Ersten Petrus-Brief, das in der mittelalterlichen Theologie als biblische Begründung für die Arbeit der Theologen gewertet wurde: „Seid stets bereit, jedem, der euch nach der Vernunft (dem Logos) eurer Hoffnung fragt, Antwort zu geben“ (3, 15). (Logos, die Vernunft der Hoffnung, muss Apo-logie, Wort muss Antwort werden). In der Tat haben die Christen der werdenden Kirche ihre missionarische Verkündigung nicht als Propaganda aufgefasst, die dazu dienen sollte, ihre eigene Gruppe zu vergrößern, sondern als eine innere Notwendigkeit, die aus dem Wesen ihres Glaubens folgte: Der Gott, dem sie glaubten, war der Gott aller, der eine, wirkliche Gott, der sich in der Geschichte Israels und schließlich in seinem Sohn gezeigt und damit die Antwort gegeben hatte, die alle betraf und auf die alle Menschen im Innersten warten. Die Universalität Gottes und die Universalität der auf ihn hin offenen Vernunft ist für sie der Grund der Verkündigung und zugleich die Verpflichtung dazu. Für sie gehörte ihr Glaube nicht der kulturellen Gewohnheit zu, die je nach Völkern verschieden ist, sondern dem Bereich der Wahrheit, die alle gleichermaßen angeht.

Das grundlegende Schema der christlichen Verkündigung „nach außen“ – an die suchenden und fragenden Menschen – findet sich in der Rede des heiligen Paulus auf dem Areopag. Halten wir dabei gegenwärtig, dass der Areopag nicht eine Art Akademie war, auf der sich die erlauchtsten Geister zur Diskussion über die höchsten Dinge trafen, sondern ein Gerichtshof, der in Sachen Religion zuständig war und dem Import fremder Religionen entgegneten

sollte. Genau dies wird Paulus vorgeworfen: „Es scheint ein Verkünder fremder Gottheiten zu sein“ (Apg 17, 18). Dem hält Paulus entgegen: Ich habe bei euch einen Altar gefunden mit der Aufschrift: Einem unbekanntem Gott. Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkünde ich euch (17, 23). Paulus verkündet keine unbekanntem Götter. Er verkündet den, den die Menschen nicht kennen und doch kennen – den Unbekannt-Bekanntem; den, nach dem sie suchen, um den sie letztlich wissen und der doch wieder der Unbekannte und Unerkennbare ist. Das Tiefste menschlichen Denkens und Empfindens weiß irgendwie, dass es Ihn geben muss. Dass am Anfang aller Dinge nicht die Unvernunft, sondern die schöpferische Vernunft stehen muss; nicht der blinde Zufall, sondern die Freiheit. Aber obwohl alle Menschen dies irgendwie wissen, wie Paulus im Römer-Brief ausdrücklich sagt (1, 21), bleibt dieses Wissen unwirklich: Ein nur gedachter und erdachter Gott ist kein Gott. Wenn er sich nicht zeigt, dann reichen wir doch nicht bis zu ihm hin. Das Neue der christlichen Verkündigung ist, dass sie nun allen Völkern sagen darf: Er hat sich gezeigt. Er selbst. Und nun ist der Weg zu ihm offen. Die Neuheit der christlichen Verkündigung besteht in einem Faktum: Er hat sich gezeigt. Aber dies ist kein blindes Faktum, sondern ein Faktum, das selbst Logos – Gegenwart der ewigen Vernunft in unserem Fleisch ist. Verbum caro factum est (Joh 1, 14). Gerade so ist im Faktum nun Logos, ist Logos unter uns. Das Faktum ist vernünftig. Freilich bedarf es immer der Demut der Vernunft, um es annehmen zu können; der Demut des Menschen, die der Demut Gottes antwortet.

Unsere heutige Situation ist von derjenigen in vieler Hinsicht verschieden, die Paulus in Athen vorfand, aber durch die Verschiedenheit hindurch ihr doch auch in vielem sehr verwandt. Unsere Städte sind nicht mehr mit Altären und mit Bildern vielfältiger Gottheiten angefüllt. Gott ist wirklich für viele der große Unbekannte geworden. Aber wie damals hinter den vielen Götterbildern die Frage nach dem unbekanntem Gott verborgen und gegenwärtig war, so ist auch die gegenwärtige Abwesenheit Gottes im stillen von der Frage nach ihm bedrängt. Quätere Deum – Gott suchen und sich von ihm finden lassen, das ist heute nicht weniger notwendig denn in vergangenen Zeiten. Eine bloß positivistische Kultur, die die Frage nach Gott als unwissenschaftlich ins Subjektive abdrängen würde, wäre die Kapitulation der Vernunft, der Verzicht auf ihre höchsten Möglichkeiten und damit ein Absturz der Humanität, dessen Folgen nur schwerwiegend sein könnten. Das, was die Kultur Europas gegründet hat, die Suche nach Gott und die Bereitschaft, ihm zuzuhören, bleibt auch heute Grundlage wahrer Kultur. Vielen Dank.